

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 14. Februar 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 25.

Mutterliebe

Nun bist du fortgegangen,
Du trauer Lieblich mein,
Umtrauf von wilden Wegen,
In weiter Welt allein.

Ich kann dein Leid nicht theilen,
Die Thränen trocken sind,
Nicht deine Wunden heilen,
Beschützen dich, mein Kind.

Und kann ich dich nicht halten,
Bleib einfach ich zurück,
Ich will die Hände falten
Und beten für dein Glück!

Ihr erster „Case“.

Californische Erzählung von Rufus.

Wenn mancher Mann töpft, war mancher Mann mehr.
Was mancher Mann manchem Mann
manchmal mehr erz.

Clara Willis stand in der Thür des hübschen Ranchhauses und betrachtete mit Vergnügen die herrliche Umgebung. Nicht daß sie dieselbe zum ersten Male gesehen hätte, nein, sie hatte das alles schon jeden Tag seit zehn Jahren geschaut, aber in dieser Eintönigkeit war so viel Abwechslung, anders war es im Sommer, anders im Winter, anders in jedem Monat, anders am Abend und anders am Morgen, alle Stunden wechselte es. Und sie wurde nie müde, es zu betrachten. Vor dem Hause breitete sich der schöne wohlgepflegte Rasen aus, mit Blumenbeeten dazwischen; er senkte sich langsam hinab nach dem Fluße, in dessen leichten Wellen die untergehende Sonne glitzerte, und in den Büschen und Bäumen zwitscherten die Vögel und sagten sich gute Nacht. Jenseits des Flußes aber breitete sich das mit Wiesen bestandene Thal aus, es stieg sanft hinab nach den Vorbergen, und hinter diesen sah man die hohen Berge mit ihren Felsklippen und den schneebedeckten Gipfeln — das war das Ende der Erde für diese Gegend. Alles lag im leuchtenden Scheine der Abendsonne und strahlte in Farben, die kein Maler hätte malen können.

Da hörte Clara die Männer auf der hinteren Porch des Hauses, sie kamen von der Arbeit, und der Vater rief: „Bist du fertig, Callie? — Wir sind hungrig!“

Schnell trat sie in das Haus, in das Wohnzimmer, welches vorn und hinten Fenster hatte. Die Männer hatten sich schon an den Tisch gesetzt und Clara trug eilig auf den gewärmten Tellern heiße Kartoffeln und Cream — Toast auf, die sie für das Abendessen zubereitet hatte. Sie setzte sich zu den Männern und neigte ihr hübsches Köpfchen und faltete ihre Hände, als der Vater das Tischgebet sprach. Dann aßen sie, Clara war die erste, die fertig war, und sie ging wieder an die offene Thür. Das war ihr liebster Platz. Die Mutter hatte beim Essen gefehlt, ihr Stuhl war leer geblieben, denn sie war seit langen Jahren zum ersten Male nach dem Osten gereist, um ihre Verwandten daselbst zu besuchen.

„Da kommt ein Mann über die Eisenbahnbrücke!“ rief auf einmal Clara. „Wohin ein Tramp?“, fragte der Vater. „Wahrscheinlich, er kommt auf unser Haus zu — alle Tramps pflegen ja hierher zu kommen.“

„Nun, wir können nicht viel für die armen Burschen thun, und wir sollten ihnen das bishen, was wir thun können, nicht mißgönnen.“

„Das thue ich auch nicht.“ sagte Clara, „und wir werden bald wieder Gelegenheit haben, es zu beweisen; da ist er schon!“

Man hörte die Gartenpforte gehen, und Tom, ihr Bruder, sagte: „Der Mann geht nicht wie ein Tramp, die kommen nicht so schnell auf das Haus zu.“

Jetzt war der Mann schon auf den Stufen am Hause und sagte zu Clara in freimüthiger Tone: „Könnte ich wohl hier ein Abendessen bekommen?“

„Wir haben Milch und Brot genug, wenn das genügend ist.“ antwortete Clara; so pflegte sie zu allen zu sagen, welche im Hause um Essen baten.

„Ich weiß nicht.“ sagte der Mann, aber wenn es sein muß, ja. Wir müssen dann die ganze Nacht draußen bleiben.“

In diesem Augenblick war der Vater Claras ebenfalls an die Thür getreten, und zu Claras Erstaunen und man darf wohl sagen Schreck begrüßte er den Fremden in herzlicher Weise.

„Well, Herr Benton, Sie sind es — was führt denn Sie hierher? Wie geht es Ihnen?“

„O, sehr wohl.“ antwortete der Ankömmling, während Clara versuchte, zu entweichen. Aber ihr Vater hielt sie an, stellte sie dem Fremden vor und

entschuldigte sich wegen ihrer ersten Antwort, sie habe eben gemeint, er sei ein Tramp.

„Na, ich sehe auch so aus wie einer.“ lachte der junge Mann, und fuhr fort: „Wir sind hierher geschickt worden, um die Eisenbahnbrücke zu bewachen!“

„Was ist denn mit der Brücke los?“ fragte der Vater, „haben die letzten Regen sie unterwaschen, so daß sie nicht sicher ist?“

„Nein, das ist es nicht — Sie haben doch vom Mord am letzten Samstag gehört?“

„Kein Wort!“ antworteten Vater und Tochter; und der junge Mann erzählte ihnen, daß nicht weit von diesem Orte, im Juniper Gulch, die Postkutsche von zwei Räubern angefallen worden war, und daß der Kutscher derselben, der junge Fred Farnsworth, von dem einen der Räuber erschossen worden war. Die Pferde waren dann durchgedrungen und die Kutsche mit den Passagieren darin war in rasender Fahrt nach dem Camp gekommen; dort hatten die Passagiere erzählt, was geschehen war. Der Sheriff hatte sofort eine Mannschaft gebildet, war auf der Verfolgung der Räuber, und da man ihre Pferde gefunden hatte, so vermutete man, daß sie in dem großen waldigen Basin waren, das nicht weit von hier lag, und daß sie in der Nacht versuchen würden, irgendwo über die Eisenbahn zu entkommen — alle Brücken seien besetzt, und er habe die Aufgabe, zusammen mit Zte Grant diese Brücke hier zu bewachen, da man glaube, daß die Burschen in der nächsten Nacht dieselbe zu passieren versuchen würden.

Natürlich wurden die beiden Männer — der andere wurde herbeigeholt — gütlich bewirthet, und sie verließen sich am Abend bei der Brücke im Gebüsch. Die Leute im Ranchhaus lauften auf etwaigen Lärm, sie meinten schon, sie würden die Revolver knallen hören. Aber alles blieb still, und die Männer kamen am nächsten Morgen wieder ins Haus und frühstückten dort, dann wollten sie weiter marschieren.

„Wenn nun aber die Mörder etwa hierher kommen“, während Sie fort sind?“ fragte Clara.

„Dann müssen Sie versuchen, dieselben hier festzuhalten und eiligst jemanden nach dem nächsten Camp schicken, um Hilfe zu holen. Die Männer sind leicht zu erkennen: der eine ist von mittlerem Alter und dunkel, der andere blond und jünger; beide sind dunkel gekleidet. Besonders der jüngere soll ein sehr hübscher Mann sein.“

Damit gingen die Männer fort; sie wollten die Gegend durchstreifen und eventuell am Abend wiederkommen, doch versprachen sie das nicht fest, es sollte von den Umständen abhängen. Der Vater ging mit seinem Sohne und dem Knecht an die nötige Arbeit, Clara blieb allein im Hause, und selbstverständlich befand sie sich in einer großen Aufregung. Ein anderes Mädchen wäre vielleicht ängstlich gewesen, aber an so etwas dachte die lapidare Clara nicht — sie dachte nur daran, was sie thun werde, wenn etwa die Räuber am Tage kämen. Doch der ganze Vormittag verging so ruhig, wie jeder andere Vormittag. Als sie aber am Nachmittag an ihrem Nähtischen saß und mit dem Stopfen eines Strumpfes beschäftigt war, da sah sie plötzlich, wie sie zum Fenster hinaus nach dem Gebüsch am Fluß schaute, wie dort zwei Gestalten sich bewegten, vorsichtig, langsam. Ihr Herz schlug, als ob es zerpringen wollte — das waren gewiß die beiden Räuber! Jetzt kam der eine aus dem Gebüsch heraus, es war ein junger Mann; dann kam der andere, der war älter. Und der letztere war dunkel, der erstere blond. Und dunkle Röde trugen sie beide. Kein Zweifel mehr, das waren die gesuchten Postkutschenräuber. Sie sprachen eifrig miteinander und schauten herüber nach dem Hause — sie spähten umher, dann gingen sie auf das Haus los. Jetzt kam die Zeit des Handelns für Clara.

„Guten Nachmittag“, sagte der ältere, „kann hier wohl etwas zu essen bekommen, wir sind spät, aber wir sind hungrig, es ist lange her, daß wir nichts zu essen hatten.“

„Das glaube ich wohl“, dachte Clara bei sich, und laut sagte sie: „Wir wissen Niemanden von unserer Thür, der Hunger hat; sehen Sie sich auf die Porch, ich will einen Lutsich herausholen.“

Die Männer warfen ihr Gepäck ab und Clara raunte schnell ihr Nähtischen auf, um das Essen darauf zu stellen. Dabei bligte ihr ein Gedanke durch das Köpfchen.

„Ich habe aber gerade kein gekochtes Fleisch im Hause und kann Ihnen nur Brot geben. Falls Sie nicht mit mir nach dem Keller gehen wollen, darf

stehen hoch oben auf dem Schelf ein paar Büchsen mit eingemachtem Fleisch. Es ist schlimm, wenn man so klein ist, wie ich, dann kann man nicht hinauf reichen; wollen Sie mir helfen?“

„Selbstverständlich“, sagte der jüngere Mann, und folgte ihr sofort nach dem Keller. Sie öffnete die Thüre und blieb in derselben stehen, sie zeigte ihm das hohe Schelf und er ging nach demselben — aber in diesem Moment warf Clara die schwere Kellertür ins Schloß und er war eingesperrt. Im nächsten Moment war Clara auf der Porch und sagte zu dem anderen: „Im Wandschrank hinter der Küche stehen Gläser mit eingemachtem, aber ich kann sie nicht erreichen. Ihr Kamerad wird sogleich das Fleisch bringen, lassen Sie uns das eingemachte holen.“

Der Mann ging mit und zwei Minuten später war auch er hinter Schloß und Riegel; er war in dem festen Wandschrank eingeschlossen. Alles Pochen und Rufen half den beiden Gefangenen nichts. Sie aber fürzte hinaus nach der Stelle, wo der Vater und die beiden anderen Männer arbeiteten — sie war so aufgeregt, daß der Vater sie erst gar nicht verstand und schon meinte, sie habe den Verstand verloren. Er hatte die Geschichte mit den Räubern schon halb vergessen. Aber Tom verstand es, und nun erzählte Clara, was sie gethan hatte und die Männer eilten nach dem Hause und besetzten die verschlossenen Thüren; der Sohn aber sattelte eilig das Pferd und jagte nach dem nächsten Orte.

Dort stürmte er in das Hotel; eine Anzahl Männer standen an der Bar und unterhielten sich eifrig. „Wo ist der Sheriff Meade?“ fragte Tom. „Der ist nicht hier, der ist mit seinen Leuten fortgeritten, sie haben die Wörter des Fred Farnsworth gefangen.“

„Was, wen haben sie gefangen?“

„Die Mörder des Fred Farnsworth; sie haben dieselben gefesselt und bringen sie nach dem County-Gefängniß.“

Da erzählte Tom, daß seine Schwester die Mörder ebenfalls gefangen habe, und nun gab es ein lustiges Gekloppe. „Das ist eine gute Geschichte, sie ist ein tapferer Mädel und sie sollte den besten Mann bekommen, der im Staate ist — aber mit ihren gefangenen Mörder ist es nichts, denn der Sheriff hat die wirklichen Mörder, die sitzen jetzt schon hinter Schloß und Riegel. Jetzt trinke ein und dann jage heim und laß eure beiden Gefangenen wieder frei, und läßt ihnen das Beste auf, was im Hause ist, um sie für ihr Ungemach zu entschädigen!“

Tom jagte noch schneller zurück, als er gekommen war. Noch saßen die beiden Gefangenen fest, und Tom rief dem Vater und der Schwester zu, daß sie die falschen Männer gefangen hätten, sie sollten sofort die Thüren öffnen. Natürlich geschah das, und es gab eine tragi-komische Szene, als nun die Erklärungen folgten. Die beiden Männer ließen sich allerdings schnell verschämen, als sie von dieser Komödie der Irrungen gehört hatten; sie hatten durch die Thüren hindurch schon so ziemlich alles verstanden, um was es sich gehandelt hatte. Sie legitimierten sich nun als Professor Woodward und sein Neffe Norris; der Professor war auf einer wissenschaftlichen Fußreise und sein Neffe hatte ihn begleitet, und als sie dort im Gebüsch so beräthlich herumgetrieben waren, da hatten sie nach dem Nest eines seltenen Vogels gesucht, den sie dort gesehen hatten. Der junge Mann war bei seinem Onkel zu Besuch. Er selbst war ein Rechtsanwalt von Buffalo.

Bald sah die ganze Gesellschaft zusammen bei einem guten Abendessen, das Clara bereitet hatte. Sie blieben über Nacht, und als sie am nächsten Morgen weiter reisten, wurden sie herzlich eingeladen, wieder zu kommen. Ob der ältere Herr wieder gekommen ist, weiß ich nicht — der jüngere aber ist wieder gekommen, und immer wieder. Und als er schließlich oft genug gekommen war, da ging Clara mit ihm, als seine junge schöne Frau, nach dem fernen Osten. Sie lebten glücklich und vergnügt, und oft nannte er sie im Scherz seinen kleinen Detektiv und neckte sie mit ihrem ersten „Case“. Dann aber lachte sie und sang das alte Volkslied:

„Ill loek you up in the Smoke-House Cellar,
With the Key thrown in the Well.“

Die Hauptstadt.

Bauer: „Hören Sie, Herr Provisor, nun schreiben Sie mir aber ganz genau drauf, was für meine Frau ist und was für die Kuh ist, damit am Ende die Kuh nicht die verkehrte Arznei bekommt!“

Spanisch Blut.

Von Signor Saltarino.

In meinem langen wechselvollen Leben zwischen den Künsten des Nahrungsmarktes, der Zirkusse und Varietés, zwischen Schauspielern und Abnormitäten, zwischen Seiltänzern und Meeresschwimmern habe ich wohl glänzendere, genialere Kunsttreiberinnen gesehen als Virginia Aragon, eine schönere, blendendere, entzückendere aber nie. Noch sehr jung, zog Virginia, die älteste Tochter eines spanischen Artistenpaares, durch ihre faszinierende Schönheit die Augen der Zirkusdirektoren auf sich; ihre Wildheit ist durch die ungestalteten Pferde machte sie direkt zu einer Spezialität; die Kunsttreiberprinzipale rissen sich förmlich um sie, und einem hellleuchtenden Meteor gleich zog sie am Zirkusheim entlang, durch ganz Europa, nach Amerika, nach Brasilien. Mit Gold und Ruhm beladen, kehrte sie nach Spanien zurück, wo ich sie zum ersten Male im Zirkus Colon zu Madrid sah.

In ihrer Begleitung befand sich ein erschreckend häßlicher Bursche, der Virginia mit häßlicher Treue diente. „Sagen Sie mir einmal, Signor Aurelas“, fragte ich den Clown, „was ist das eigentlich für ein Vieh, das die Aragon immer um sich hat?“

Der Spanier schlug erschrocken ein Kreuz. „Ist es eine Hund von einer schrecklichen Art, weiß ich nicht, aus welcher Nation. Wille machen diese Scorticator eine Mariage mit der Virginia, um zu nehmen die Geld von das Mädchen!“

Aurelas hatte recht; Virginia heiratete thatsächlich dieses häßliche Ungeheuer zum Ernteauser aller der Zirkusmitglieder und des Publikums. Sie schlug glänzende Partien aus, um die Frau eines halben Pabians, des Skoelen Sordorra, zu werden. Und was alle Welt vorausgesetzt, traf bald ein: das Glück der jungen Ehe währte nicht lange. Nach wenigen Wochen schon erkrankte die schöne Frau unheimlich, während ihr Mann einherging wie ein geschmüdter Affe. Dabei war er außerordentlich eifrig und suchte mit jedem Mann Handel, der im Zirkus seinem Weib zu nahe kam.

Virginia litt unjagbar unter der Tyrannei dieses Mannes, der noch vor Kurzem ihr Bursche gewesen, und war tief unglücklich. Oft kam die schöne Kunsttreiberin mit rothgeweineten Augen in den Zirkus, und ich hörte, wie er sie angriff, wenn er sie auf Pferd hob: „Nächte, lächle doch, verfluchte Kröte, lächle!“

Und ein Blick des heifersten, unverschämtesten, tödtlichsten Haffes bligte auf den Pabian nieder. Das war die Antwort der Reiterin.

Alle Stadien der Liebe zum Manne verkörperte sie in den großzügigen Stellungen der Seguidilla hoch auf dem Rücken des Pferdes; und während das Beckenstößen der Menge wie Asagnettenschmetter auf ihr rothes Ohr drang, mischte sich in dieses ein gemeines Schimpfwort des Mannes.

Nach einem kurzen Abschied nach Lisbon kam ich an einem glühend heißen Julitag nach Madrid zurück. In den Straßen herrschte ein unheimlich lebhaftes Treiben. Die Menge strömte einem bestimmten Punkt zu. Erst glaubte ich, daß irgend eine große Festlichkeit oder Parade stattfinden, bis ich erfuhr, daß eine Hinrichtung anzuschauen sei. Und zwar sollte hier der Verbrecher durch die Garrote vom Leben zum Tode befördert werden, bei der der Delinquent an einen Pfahl gebunden und dann mittels eines um den Hals gelegten und an dem Pfahl befestigten Halseisens erwidert wird.

Im ersten Augenblick beschloß ich, das unerquidliche Schauspiel zu meiden. Doch als ich eine Schutzmanns-abtheilung aufmarschieren sah, die den Hinrichtungsplatz vor der Menge abspernte, suchte ich mir sogar einen guten Platz zu verschaffen, um ja nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Am Ärmern beurtheilte ich mein Benehmen. Aber die Menge war stärker als der Abscheu vor einer zweifelloser widerlichen Szene. So ist nun einmal der Mensch.

Die Menge aber lachte und schäuferte und plauderte, als ob es sich um ein Scharfgesicht oder um ein lustiges Spiel Viertrots handle. Die Execution nahm ihren Anfang. Der Scharfrichter führte den Verbrecher, der in geschlossenem Wagen vom Gefängniß zur Hinrichtungsstätte transportiert worden, an den eingearbeiteten Pfahl, um den sich ein Bretterpodium aufbaute, legte das starke, eiserne Band um seinen Hals und trat nach hinten, um die Schraube anzuziehen. Da wandte der arme Sünder etwas sein Gesicht. Teufel,

das war ja Sordorra, der Mann von Virginia Aragon! Das Pabiangesicht des Mannes war in Angst und Wuth verzerrt und ließ den thierischen Zug noch mehr hervortreten.

Hinter mir, ganz dicht, hörte ich plötzlich ein heiseres Lachen.

Ich drehte mich herum und erblickte Virginia Aragon. Die nachtschwarzen Augen sprühten in ihrem blendenden Gesicht.

„Da — da — schon... Mit den zarten weißen Fingern wies sie nach der Garrote.“

Sie ziffte wie eine gereizte Natter. Die Schraube wurde angezogen, und ich hörte das Knirschen und Knaden des brechenden Gemüths.

Ich wandte mich ab und versuchte mich zu entfernen. Da erfaßte mich Virginia und grub förmlich ihre Nägel in mein Handgelenk.

„Er stirbt tapfer“, flüsterte sie mir ins Ohr. „Er hat etwas, was ihr Deutschen Ruch nennt!“

Das sonst so schöne, ebenmäßige Gesicht der Spanierin verzerrte sich in Haß und Wuth.

„Das ist eine Enttäuschung — er ist tapfer gestorben, und ich hätte ihn so gern verenden sehen wie einen hübschen Kater, wie einen erbärmlichen Hund, der von seinen Schindern Gnade erwinzelt. Nun, es schadet nichts, ich bin gerächt. Er hat mich angequält, gequält bis aufs Blut, er hat mich gekimpft, getreten, schmachvoll mißhandelt! Der Affe spie mir ins Gesicht, befudelte mich mit seinem Schmutz — ich habe ihn dafür an die Garrote gebracht!“

Die zurückfluthende Menne nahm uns in ihre Mitte. Virginia hielt noch immer mein Handgelenk umspannt. Ihre Augen flammten wie glühende Kohlen.

„Und wissen Sie, wie es gekommen ist?“ fuhr Virginia fort. „Wissen Sie es, wie ich ihn an die Garrote gebracht — endlich, nach schwerer Leidenzeit?“

Sie schlug ihren großen spanischen Fächer auf. Seine Federn tustelten wie Salbenaenschuppen.

„O, nichts leichter als das. Es war an einem hohen kirchlichen Feiertag, und Senor Colon hielt den Zirkus geschlossen. Wir sahen in dem Garten des Senor Pedro, unferes liebenswürdigen dicken Wirthes in der Stranda Alicante. Die Nacht war warm und mild und die Granatblüthen rieselten auf uns herab. Aus dem tiefdunklen Mondescheitern der Oleanderbäume drangen die Seufzer der Liebenden, und aus den Rosenwindeln erkante Gitarrentlang.“

„Es war das deutsche Lied: ... Dich, bezaubert der Laut, dich bezaubert der Schein, Entzünden fast dich und Graus; Nun singst du nur immer: am Rhein, am Rhein, und kehrt nicht wieder nach Haus!“

„Bravo — bravo — Herr Adolf! Auf! Nicht hinter dem Deutschen zurückgeblieben, Senor Pedro! Sie sind an der Reihe! Ein spanisches Lied, ein schönes spanisches Lied!“

Ich reichte dem dicken Wirth meinen Arm zum Kusse. Der Glorplatz des Alten färbte sich dunkelroth. Er ergriff die Gitarre und trachte ein Liebeslied von Jorilla. Als er geendet, reichte ich dem liebestollen Wirth meinen Mund zum Kusse.

Wie erwartet, sprang die Bestie, die da soeben hingeknickt wurde, auf und stieß dem armen dicken Pedro den Dolch tief in die Brust. Der Mann rächelte noch einige Augenblicke und fiel dann tod hinterüber. Die Kameraden warfen sich auf den Mörder und tnebelten ihn. Und als er wehrlos am Boden lag, da fiel ich über ihn her und riß ihm mit den Zähnen das Fleisch von dem Pabiangesicht.

Endlich war ich frei, endlich hatte ich ihn an der Garrote! Wir waren unterdessen am Zirkus angelangt, unter dessen Portal eine Menge Artisten standen, die sich gleichfalls die Hinrichtung angesehen.

„Ich bin jetzt rasend“, schrie Virginia plötzlich. „Blut klebt an meinen Händen — es ist, als rinne mir lodernes Feuer durch die Adern, das nur durch Blut zu kühlen ist!“

Da trat der Direktor Colon auf sie zu:

„Reden Sie keinen Unsinn, verehrte Senora, und gehen Sie endlich wieder an die Arbeit, sonst muß ich Ihnen kündigen. Neh, da Sie den Reel los sind, werden Sie wieder, was Sie waren, der Stern von Kastilien und die furiose Attraktion des Circo Colon!“ Das ließ sich Virginia Aragon nicht zweimal sagen. Ein bezauberndes Lächeln auf dem schönen Gesicht trachte sie wenige Stunden später unter dem Beifallsbrausen der Menge in die Arena, in farbenprächtiger Kostüm, überfüet von tausend Blü-

then von den blumentreichen Wiesen des Tajo:
Frei wie ein Windhund und duftend wie eine goldgelbe Orange, frisch aus dem dunklen Gezweig gebrochen!

Hoderbestattung.

Bei den meisten Naturvölkern ist der Glaube verbreitet, daß der Todte wiedertehren und sich an seinen Feinden rächen könne. Dagegen suchen sich die Leute mancher Volksstämme dadurch zu versichern, daß dem Toten Beine und Arme fest mit am Oberkörper verschmiedet werden. Ein besatzter gefesselter Leichnam sieht aus wie ein großes Bündel. Er wird entweder verbrannt in ein Grab gelegt oder in einer Steinurne eingefahrt. Die Polynesier glauben, wie Richard Andree im Archiv für Anthropologie erzählt, daß im Menschen Geister wohnen, die sie Ihi nennen. Diese sehen, hören, riechen, fühlen und schmecken nach dem Tode eines Menschen über der Leiche und suchen allen zu schaden, die dem Verstorbenen bei Lebzeiten ein Unrecht zugefügt haben. Um die Wiederkehr des Todten und die Rache der Ihi zu verhindern, wird das Grab noch mit Steinen beschwert, der Boden auf ihm festgestampft und durch Klagesieder der Todte zu befähigt gefucht. Schoeternoch war der erste, der aus den Funden in zahlreichen Hodergräbern zu dem Schluß gelangte, daß diese Bestattungsart mit dem Glauben an die Wiederkehr des Todten zusammenhänge. Die Sitte der Hoderbestattung ist uralt. Die Ägypter kannten sie schon, und es sind Hodergräber aus der ägyptischen Steinzeit erhalten. Die Trogloditen banden mit Ruthen aus Wegedorn die Beine und Arme an der Hals der Leiche fest. In einigen Gegenden Polynesiens werden sogar schon die Sterbenden so gefesselt. Der ostafrikanische Bagoge ruft dem Toten ins Grab nach: „Beinruhige die Hinterbliebenen nicht!“ und der Wabshagg steckt ihm ins linke Ohr eine Bohne und legt ihn auf die rechte Seite ins Grab, damit er vom Geräusch der Außenwelt nichts höre und nicht wieder erwache.

Das Wachstum der Knochen.

Während der Mensch im Durchschnitt erst mit 20 Jahren ein vollständig entwickeltes Skelett besitzt, ist das Knochengewicht des Ferkels mit fünf Jahren, das des Löwen mit vier, das des Kaninchens mit einem Jahr vollendet. Die Lebensdauer beträgt gewöhnlich das Fünffache von dem Wachstum des Skeletts. Dementsprechend müßte der Mensch eine natürliche Lebensdauer von 90 bis 100 Jahren haben. Das mittlere Lebensalter beträgt beim Kamel, dessen Skelett mit acht Jahren entwickelt ist, 40 Jahre, beim Pferde 25 Jahre, beim Ochsen, der mit vier Jahren ein vollständiges Skelett hat, ebenso wie beim Löwen, 20 Jahre, beim Hunde 10 Jahre und bei der Katze, deren Skelett 1½ Jahre zur Entwicklung braucht, 7½ Jahre, beim Kaninchens 5 Jahre. Nur bei einem Thiere scheint diese Rechnung nicht zu stimmen: beim Elephanten, dessen natürliche Lebensdauer vierzig Jahre beträgt, ist das Skelett mit 200 bis 300 Jahren berechnen, wozu also zum Aufbaue seines Knochengewichtes mindestens 40 Jahre zu rechnen wären.

Zeltfame Begräbnisarten.

Selbst bei den unglücklichsten Völkern ist es üblich, beim Begräben einen Gruf auszutauchen, dessen Form indef sehr verschieden ist. So sehen sich die Bewohner der Philippinen z. B. auf den Boden, ergraben den Fuß des anderen und reiben sich damit das Gesicht. In Indien puppt man einander am Bart. Der Japaner zieht, wenn er einen Bekannten trifft, seine Pantoffel ab, die Negger am Kap Lopez beugen das Knie und fallen zu Boden, während sie schallend in die Hände schlagen, und die Inselbewohner im Stillen Ozean treten beim Anblick eines Freundes oder Bekannten erst drei Schritte zurück, dann drei Schritte vor. Die originelle Begräbnisart indef findet man unstreitig bei den am Ufer des Amazonasstromes lebenden Eingeborenen Südamerikas. Wenn nämlich zwei derselben sich begegnen, zieht jeder ein langes, dünnes, mit Schnupftabak gefülltes Rohr hervor, steckt dieses dem anderen in die Nase und bläst ihm Tabak hinein.